



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Der Mensch in der Berufsarbeit**

**Blume, Wilhelm**

**Berlin [u.a.], 1951**

Goethe, Johann Wolfgang St. Joseph II

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

Arbeitstag daraus wird. Ehe er sich einfügt, muß der Stein winkelrecht behauen sein — das muß er freilich noch dem Ulrich überlassen. Viele gleiche Steine reihen sich zur Mauer, ein jeder ist ein Stück davon. Man sieht sie dann nicht einzeln an, man sieht nur die Mauer und den Dom. Doch der Stein verschwindet nicht. Er ist da; wer will, kann auch seine Fugen sehen ... Martin fährt mit der Hand über die nasse Stirn.

Am späten Nachmittag — Meister Karner steht in der Tür. Er will nach der Arbeit seiner Leute sehen. Auch Ulrich ist klein vor Meister Karner; er muß ihm seine Arbeit vorweisen: Ein Stück Türleibung mit Rillen, Bändern und runden Stäben. Dem ist Ulrich mit breiten und schmalen Meißeln und mit dem Schlägel beigekommen, da reicht der Spitzhammer nicht mehr hin. Der Meister prüft genau; wo ihm das Auge nicht genug zeigt, da fühlt er mit den Fingern die Vertiefungen nach. Dann nimmt er das Formbrett, das ist im Umriß der Türleibungen ausgesägt, so daß es sich nun, auf den Stein gelegt, damit decken muß. Das tut es ohne Tadel; Ulrich scheint gut gearbeitet zu haben. Martin lugt zum Meister hinüber, verstohlen, daß er nicht auffällt. Der Meister geht wieder. Nun liegt der Schatten der Dommauer lang und breit über der Hütte, und der Feierabend ist nicht mehr aufzuhalten.

Alfred Zacharias

## Eine Bauhütten-Anekdote

Es war einmal ein Mann, der an einer Bauhütte vorbeikam. Er fragte einen Arbeiter: „Was tust du?“ Der antwortete ihm: „Ich verdiene fünf Mark am Tage.“ Der Fremde fragte einen zweiten Arbeiter: „Was tust du?“, und der hob seine Augen kaum von der Arbeit und sagte: „Ich behaue einen Stein.“ Da fragte der Fremde den dritten Arbeiter: „Und was tust du?“ Und dieser sprach und hob seine Augen zum Himmel: „Ich baue einen Dom.“

## Sankt Joseph II

Im Schatten eines mächtigen Felsens saß Wilhelm an grauser Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel und Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der herumgeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein, Vater?“ sagte der Knabe. „Ich weiß nicht“, versetzte Wilhelm. „Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?“ sagte jener. „Es ist keins!“ versetzte dieser, „und ich erinnere mich, daß



es die Leute Katzensgold nennen." „Katzensgold?" sagte der Knabe lächelnd, „und warum?" „Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält." „Das will ich mir merken", sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „Was ist das?" — „Eine Frucht", versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urteilen, sollte sie mit den Tannzapfen verwandt sein." — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund." — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können." —

Kaum war dies gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Dabei vernahm er eine männliche Stimme, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt vor Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeslagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Worte kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns kommen, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?" Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es tut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu tun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?" „Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung", sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden." Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als Wilhelm nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?" „Fragt nur nach Sankt Joseph!" erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den





B. Strigel

*Die Heilige Familie (1505)  
(in der Werkstatt)*



blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang ertönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Als Wilhelm am andern Tage nachkam, wies man ihn zu einem noch teilweise erhaltenen Klostergebäude; vom Hof ging es zu einer großen Tür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Teile der Kapelle herumreichten. Die Gemälde stellten die Geschichte des Heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien; hier wird er getraut; es folgt die Verkündigung des Engels Gabriel. Mit Andacht betrachtet er das neugeborene Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an.

Nicht lange war Wilhelm seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirt herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karawane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirt merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennenlerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete —, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte.“ Jetzt rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirt hörte darauf und ging nach der Tür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt.

„Es ist billig“, sagte der wieder eintretende Wirt, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie imstande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der Heiligen Familie gewidmet und vor alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kapelle des Heiligen Joseph hat sich erhalten, so auch der brauchbare Teil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen



Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich ebenso gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohltaten im ganzen Gebirge bekannt und beliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe. Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Tier wie im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Tiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre glangt war, Christus und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward wie ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über das Gerümpel hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pate sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirtschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vorteil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem **Zimmererhandwerke**, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höheren Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es



vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können. Dem Heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet ihn zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demütigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Not und ist gleich mit Rat und Tat bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und beide fangen an, zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnismäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus aber zog ich keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre tat; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbuben beschäftigen konnte.

Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich, älter geworden, für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Teil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfang. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie seht, wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Teile des Tafelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasermeister bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte."

Johann Wolfgang Goethe